

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementpreis pro Monat inkl. Bringerlohn 70 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste 1903 Nr. 4684) viertel, 2.10 Mk., für 2 Monate 1.40 Mk., für 1 Monat 70 Pfg. exkl. Postgebühren.

Redaktion: Tauscher Str. 10/21.
Telegraphen-Adresse: Volkszeitung, Leipzig.
Telephon 2721.
Sprechstunde: 6—7 Uhr Abends.

Inserate werden die 5gespaltene Petitzeile oder deren Raum mit 25 Pfg., für Gewerkschaften, politische und gemeinnützige Vereine mit 20 Pfg. berechnet. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Schluß der Annahme von Inseraten für die nächste Nummer früh 6 Uhr. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Tauscher Straße 10/21. Geschäftszeit 8—12 und 3—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen.

Auch eine Finanzreform.

Leipzig, 7. Dezember.

Der „neue Herr“, der jetzt das Reichschatzamt verwaltet, verleugnet seine Herkunft nicht. Freiherr v. Stengel, der an Stelle des „Amerikaners“ Freiherrn v. Thielmann getreten ist, stammt aus Bayern, wo er Finanzrat gewesen war. Dem bisherigen Staatssekretär Thielmann war von den Bundesstaaten stets vorgeworfen worden, daß er auf ihre Interessen gar keine Rücksicht nähme. Das Reich ruinire die Einzelstaaten, indem es ihnen mehr Geld abnahm, als es ihnen überweise. Die Finanzminister aller Einzelstaaten frontierten schon lange gegen Thielmann. In ihren Budgetreden vor den Einzelparlamenten warfen sie alle Schuld auf die Mißwirtschaft in der Reichsfinanzgebarung.

Unbestreitbar sprechen die Ziffern als berechtigte Ankläger. Die Bundesstaaten, die seit dem großen Umschwung in der Zollpolitik vom Jahre 1879 „Kostgänger des Reichs“ geworden waren, wurden wieder wie vor jener Zeit die Kostgeber. Bis zur Schutzollära deckte das Reich seine Einnahmen durch die Beiträge der Bundesstaaten von Jahr zu Jahr in steigendem Maße. Sie hatten für die Ausgaben des Reichs, die nicht durch die Zölle gedeckt wurden, zu haften. Im Jahre 1878/79 waren diese Zuschüsse der Bundesstaaten, die Matrikularbeiträge, bis auf 87,8 Millionen Mark gestiegen, im nächsten Jahre 1879/80 stiegen sie auf 89,7 Millionen Mark — die Gebuld wie der Geldbeutel der Einzelstaaten war erschöpft, die Bundesstaaten murrten gegen Bismarcks geniale Führung.

Die Ausgaben des Reichs mußten infolge der Heeresvermehrung voraussichtlich noch steigen, folglich galt es neue Einnahmen zu schaffen, die nicht die Finanzen der Bundesstaaten erschütterten. Galt es dabei doch besonders, die besitzende Klasse vom Groll gegen das Reich zu kurieren. Die Einnahmen der Einzelstaaten setzen sich ja zum mehr oder minder großen Teil aus direkten Steuern zusammen, die progressiv je nach dem Einkommen und Vermögen erhoben werden. Mit Entsetzen sahen nun die reichen Leute, wie das Reich die von ihnen gezahlten Steuern für den Militarismus verschluckte! Dazu war doch das Reich nicht da! Womböglich die Einzelstaaten veranlassen, daß sie noch eine größere Steigerung der direkten Steuern einführten, das müßte ja den ganzen Patriotismus der Reichen für das Reich vernichten!

Bismarck wußte Rat! Er wurde, ja auch um die konservative Fronde zu besänftigen, aus einem Freihändler ein

Schutzollner, die Zolleinnahmen wurden gesteigert, dem Moloch Militarismus neues Futter vorgeworfen.

Damit wären die Bundesstaaten ganz zufrieden gewesen. Je höher die Zolleinnahmen waren, zu denen sich noch Verbrauchsabgaben und andere Steuern auf Bier, Tabak, Branntwein, Zucker hinzugesellten, — um so niedriger brauchten die Zuschüsse, die Matrikularbeiträge zu sein, die sie dem Reich zu leisten hatten. Bis zu dieser Steigerung der indirekten Steuern war das Reich Kostgänger der Bundesregierungen gewesen. Nun schwamm es im Golde und wurde dadurch unabhängiger von der Zustimmung der Bundesregierungen bei Steigerung der Militärausgaben — diese kostete ja die Einzelstaaten nichts, die besitzende Klasse brauchte ja keine Steigerung der direkten Steuern zu fürchten. Aber das Reich wurde auch unabhängiger von der Bewilligung des Reichstags. Die Zölle und Steuern füllten auf Grund der einmal beschlossenen Gesetze ganz automatisch die Reichskasse. Es waren gerade die Matrikularbeiträge, die Jahr für Jahr durch den Reichstag und Bundesrat zu bewilligen waren und sind. Je bedeutungsloser diese Matrikularbeiträge wurden, um so weniger brauchte die Reichsregierung auf den Reichstag und sein Bewilligungsrecht Rücksicht zu nehmen.

Da machte das damals noch oppositionelle Zentrum einen Strich durch diese Rechnung. Es verlangte durch seinen Führer, den Freiherrn von Frandenstein, daß alle über den Betrag von 130 Millionen Mark hinausgehenden Einnahmen des Reichs aus den Zöllen und andern indirekten Steuern an die Bundesstaaten zurücküberwiesen werden müssen (Clausula Frandenstein).

Nun gab es Jahr für Jahr ein recht verzwicktes Hin- und Herschieben der Millionen. Erst mußten nach wie vor die Bundesstaaten den gesamten Fehlbetrag der Reichseinnahmen durch Matrikularbeiträge decken, dann bekamen sie vom Reich durch die Ueberweisungen zurückgezahlt, was auf sie entfiel. Dieses „was“ war im Anfang ein Mehr. Im Jahre 1880 erhielten zwar die Bundesstaaten noch 38 Millionen Mark weniger überwiesen als sie an Matrikularbeiträgen zahlten, im Jahre 1881 aber bereits nur noch 17 Millionen Mark, 1882 gar nur noch 1 1/2 Millionen Mark und von 1883 ab begann die schöne, die goldene Zeit, wo die Ueberweisungen höher waren als die Matrikularbeiträge, erst um 11, dann um 40, 13, 17, 5, 70, 139 2/3, 77, 66, 43 Millionen Mark! 1893 und 1894 gab es wieder kleine Defizite, die von den Bundesstaaten mit 30 und 2 1/2 Millionen Mark zu decken waren. Da aber wurde die Steuerschraube im Reich wieder kräftig angezogen und abermals gab es Ueber-

schüsse für die Bundesstaaten: 1895 von 17, dann 15, 13 und 12 1/2 Millionen Mark.

So weit, so gut! Die Bundesstaaten waren zufrieden, bewilligten alle Militär- und Marinevorlagen und schwärmten für Kolonialpolitik.

1895 fing das graue Elend an. Die Ueberweisungen blieben hinter den Matrikularbeiträgen beständig zurück, erst um 13, dann um 19, 15, 24, 23 1/2, und 23,7 Millionen Mark. In den letzten Jahren waren diese Zuschüsse der Bundesstaaten noch größer gewesen, wenn nicht das Reich zu dem ganz verfassungswidrigen und finanztechnisch auf die Dauer unhaltbaren Mittel gegriffen hätte, das Defizit bei den laufenden Ausgaben durch Zuspüßanleihen zu decken und dadurch gewissermaßen die Zinsen für die Schulden der früheren Anleihen durch neue Anleihen, neue Schulden zu zahlen!

Diese Bankrottwirtschaft konnte so nicht weiter gehen — darüber waren sich alle Parteien des Reichs einig. Aber wie das Defizit decken?

Unser Vorschlag, direkte Reichssteuern einzuführen, selbstverständlich auch den Militarismus lahm zu legen, fand bei der besitzenden Klasse und folglich auch bei den Regierungen der Bundesstaaten entschiedenen, unbesiegbaren Widerstand. Ob der neue Zolltarif höhere Erträge bringen wird, ist noch unbestimmt, da er ja noch lange nicht unter Dach und Fach ist. Dazu kam die Krise, die die Zoll- und Steuereinnahmen des Reichs herunterdrückte — ein Beweis für den allgemeinen Notstand. Neue indirekte Steuern zu fordern, scheint der Reichsregierung vorläufig auch noch nicht opportun. Diese Freude für das Volk will sie sich noch aufsparen. Und die Bundesstaaten machten förmlich Revolution; sie erklärten, daß sie diese Zuschüsse an das Reich nicht weiter zahlen können.

So mußte denn Thielmann gehen und Stengel kam. Der Entwurf einer Finanzreform, wie er sie jetzt dem Reichstage vorlegt, ist eine Abänderung der Clausula Frandenstein. Daß von vornherein das Reich aus seinen Steuern und Zöllen nur 143 Millionen Mark behalten, den Rest den Bundesstaaten überweisen und dann setzen soll, was ihm diese als Matrikularbeiträge bewilligen, das will Stengel beseitigen. Das Reich schluckt zunächst alle Einnahmen. Reichen diese nicht, dann haben die Bundesstaaten Zuschüsse zu leisten, die aber „in der Regel“ nicht höher sein sollen, als sie durchschnittlich in den fünf Vorjahren waren.

Damit ist den Bundesstaaten die Angst genommen, daß sie zu höheren, in ihrer Höhe ganz unberechenbaren Zuschüssen verurteilt werden können.

Seuilleton.

21)

(Nachdruck verboten.)

Pastor Klinghammer.

Roman von Wilhelm Hegeler.

„Geliebt hast Du ihn nie?“

„Nie! Nie!“ — verjette sie ganz erschrocken über diese Vermutung. „Nur — ach, ich bin mal so. Es ist was Schreckliches. Manchmal geht's eben mit mir durch.“

Sie hob zaghaft das Auge.

„Aber jetzt hältst Du mich fest?“

„Jetzt halt ich Dich!“

Während er den Arm um sie schlang, lächelte sie ihn schalkhaft an.

„Nun sind wir Bräutigam und Braut, Daniel. Verstehst Du das?“

Er dachte nach und fühlte, daß über allem Häßlichen und Niedrigen ein unbegreiflich schönes und erhabenes Glück ihn erfüllte.

„Gestern gehört' ich noch niemand, tief 'rum wie 'n herrenloser Hund. Und jetzt — ja, nun hast Du mich. Wirfst mich nicht wieder los. Hast nicht Angst?“

„Wovor?“

„Daß so'n großer Mensch Dir am Hals hängt. Der tagaus, tagein bei Dir bleibt. Der alles — alles nur von Dir haben will?“

„Nein, ich habe keine Angst. Du bist ja — Marianne, Du weißt ja nicht, was Du mir bist. — Du bist alles für mich. Du bist mein Glaube aus Glück. Mein Glaube

an mich selbst. Wenn ich jetzt je wieder verzweifle, will ich nur rufen: „Marianne!“ Wenn ich je kleinmütig bin, denk' ich an Dich. Ich bin ja 'n anderer Mensch geworden. Ja — gestern, da stand ich da — da unter dem Baum und dachte, ich will all meine Wünsche begraben. Aber all meinen Kummer hab' ich da begraben. Meine Vergangenheit, den alten Menschen. Durch Dich bin ich ein anderer geworden.“

„Und Du sollst auch mich zu 'ner andern machen! — Ach, Daniel, ich hab' ja so Sehnsucht, ein guter Mensch zu werden. Ich glaube, ich kann's auch — wenn Du mir hilfst. Willst Du?“

„Wir wollen uns beide helfen.“

„Ja, eins wollen wir werden. Ein Herz, eine Seele. Ach, Daniel, da hab' ich diese Nacht noch so viel daran gedacht. Wir wollen alles miteinander teilen. Alles, was Du fühlst und denkst, will ich mitfühlen.“

„Ja, so soll's sein!“

„Gestern sagtest Du noch, keiner wüßte was vom andern. Aber wir wollen alles voneinander wissen. Nicht wahr?“

„Ja.“

„Ach, nun bin ich zufrieden.“

Und in dieser tiefen Zubersticht eines Menschen, der sein Glück sicher geborgen weiß, schmiegte sie sich an ihn.

„Wir beide, mein Dani — wir wollen ein schönes Leben führen!“

Rängst war die Mittagszeit vorüber, beide hatten sich schon unzählige Male gesagt, daß es nun höchste Zeit sei, auseinander zu gehen, aber keiner hatte sich vom andern trennen können. Endlich war es Daniel, der sich

mit sanftem Zwang von Marianne los machte. Er wollte noch einen Augenblick bleiben, damit sie nicht zusammen gesehen würden.

Sie ging. Vorm Tor drehte sie sich noch einmal um und warf ihm eine Kußhand zu. Immer ferner leuchtete ihr helles Kleid hinter der grünen Hecke. „Wie bin ich glücklich“, dachte Daniel, indem er ihr nachsah. Aber, als wenn sein Glück aus so zartem Stoff wäre, daß es das leiseste Betasten nicht vertragen konnte, entdeckte er sogleich Nisse und Sprünge. Er dachte an seinen Bruder. Statt des fassungslos wütenden Schmerzes fühlte er jetzt einen dumpfen, zähen Haß. Freix oder er müßte die Stadt verlassen. Sie durften sich nicht mehr begegnen. Aber warum hatte er Marianne nicht alles erzählt? Warum hatte er nicht gewagt, ihre Liebe auf diese Probe zu stellen? So hatte ihr Schwur, ganz eins zu sein, schon gleich mit einer Unaufrichtigkeit begonnen.

Peinigende Gedanken nagten an ihm, während er zwischen den Gräbern auf und ab schritt. Das alte Grabern begann wieder. Er nannte sich feig, in tiefster Seele unwahr. Und in die Zukunft spann sein argwöhnisches Herz allerhand dunkle Fäden.

Aber dann raffte er sich mit einemmal zusammen und schüttelte die bissigen Schlanglein ab. Jetzt hielt er das nie geahnte, schon begrabene, unbegreiflich schöne Glück in beiden Händen und wollte zu klein sein, um es in seiner ganzen Fülle zu empfinden?! Ein anderer wollte er ja sein — ein Starcker, Mutiger, Freier! Er ging und schloß feierlich hinter seiner Vergangenheit und hinter dem, der er gewesen, die Kirchhofstür zu.